

Liz Webb

---

Das Waldhaus

Jede Lüge führt dich näher an die Wahrheit

Roman

Aus dem Englischen von  
Ivana Marinović

GOLDMANN

Die englische Originalausgabe erschien 2023 unter dem Titel  
»The Daughter« bei Allison & Busby, London.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich  
geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und  
Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.  
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung März 2024

Copyright © 2023 by Elizabeth Anne Linden

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2024

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotiv: Quitten: FinePic®, München; Motte: FinePic®, München,

Gartentor: © Irene Lamprakou/Trevillion Images (ILU117447.jpg) RM

Redaktion: Christine Neumann

LK · Herstellung: ik

Satz: GGP Media GmbH, Pößneck

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-49538-2

[www.goldmann-verlag.de](http://www.goldmann-verlag.de)

*Für Andy und Archie*

*Und Gott der Herr gebot dem Menschen und sprach: Du sollst essen von allerlei Bäumen im Garten; aber von dem Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen sollst du nicht essen; denn welches Tages du davon issest, wirst du des Todes sterben.*

Genesis 2, 16–17

## KAPITEL EINS

Normale Menschen essen keine rohen Quitten. Doch ich versenke die Zähne in der pelzigen Haut eines prallen gelben Exemplars, und sofort zieht die Bitternis des Fruchtfleischs mir Gaumen und Gesicht zusammen. Die Quitte habe ich gestern Nacht, gegen zwei Uhr früh, vom Baum im Vorgarten meines Vaters gepflückt, als ich seiner Trage zum Rettungswagen folgte. Er befand sich auf Messers Schneide, aber heute Vormittag ist Dad wieder stabil und dämmert in seinem hohen, akkurat bezogenen Krankenhausbett vor sich hin. Der Ausblick hier oben, aus dem neunten Stock des University College Hospital, ist spektakulär, aber Dad bekommt davon nichts mit. Ich lehne die Stirn gegen das große umlaufende Eckfenster und bedampfe das Glas mit einem Kreis meines Quittenatem.

»Wo ist Feynman?«, meldet sich Dad plötzlich.

Ich setze ein Lächeln auf und drehe mich zu ihm um. »Er ist zu Hause«, antworte ich.

»Warst du mit ihm Gassi?«

»Ja, ich bin heute früh mit ihm um den Block.«

Dad nickt.

Ich nehme den zerkratzten Plastikbecher von Dads Tablett mit dem unangerührten Mittagessen und hebe den biegbaren Trinkhalm an seinen Mund.

»Wo ist Feynman?«, wiederholt Dad.

»Er ist tot«, murmle ich.

»Wann ist er gestorben?«

»Vor dreiundzwanzig Jahren.«

Dad nickt erneut.

Als ich den Becher auf dem wischfesten Tisch über dem Bett abstelle, schweift mein Blick zu dem reglosen alten Mann im Bett gegenüber und der neben ihm sitzenden schwitzenden Frau, die in dicken Wollstrümpfen steckt, obwohl es für September recht mild ist.

»Wo ist Feynman?«, fragt Dad schon wieder.

»Wer ist Feynman?«, entgegne ich unwirsch.

»Unser Hund!«

»Hab noch nie von ihm gehört.«

Bei dieser letzten Entgegnung sehe ich Panik in Dads wässrigen Augen aufflackern. Herrje. Was soll's, dass wir dieses Gespräch heute schon zehnmal geführt haben. Immerhin bringt sich mein gebrechlicher, zerschlagener Vater die fünfzehn Sekunden, die es dauert, aktiv ein. Als ich mir mit dem Unterarm übers Gesicht wische, bleibt eine feuchte Schneckenspur meiner Tränen darauf zurück.

Feynman war ein wunderschöner goldener Labrador, der mir und meinem Bruder Reece gehörte, als wir noch Kinder waren. Er war nach Dads persönlichem Helden, dem schrulligen Quantenphysiker Richard Feynman, benannt. Beide Feynmans sind schon lange tot. Und wie der Zufall es will, erlagen sie beide einem Nierenleiden. Feynman der Physiker starb 1988, und seine letzten Worte lauteten angeblich, dass Sterben langweilig sei. In Anbetracht von Dads schleichendem Verfall die letzten sechs Monate, seit ich bei ihm eingezogen bin, kann ich ihm nur von ganzem Herzen beipflichten. Zumindest aus meiner Warte. Da Dad mittlerweile über das Gedächtnis eines Goldfischs verfügt, ist er sich seines nahenden Todes entweder völlig unbewusst, oder aber die Erkenntnis holt ihn wie ein fürchterlicher Schock tagtäglich immer wieder von Neuem ein. Ich hoffe aufrichtig, dass Ersteres der Fall ist. Reece, der

schon immer mein genaues Gegenteil war, würde auf Letzteres hoffen.

Feynman der Hund starb 1996 infolge einer Niereninsuffizienz. Laut unserer Tierärztin, der blöden Kuh, war diese durch »eine mangelhafte Mundhygiene« herbeigeführt worden, und das trotz des fast schon religiösen Eifers, mit dem ich ihm seine besabberten Beißerchen schrubbte. Nachdem Feynman von der Tierärztin friedlich eingeschläfert worden war, hielten wir eine Familienbestattung im Garten ab. Ich hatte eines meiner schwarzen knielangen Schlabber-T-Shirts an, die ich mit vierzehn vornehmlich trug, als ich Feynman sein liebstes (und offenbar unnützes) Kauspielzeug mit ins Grab warf. Reece, der in seinem neuen Designeranzug steckte, den Mum ihm gerade erst zu seinem Achtzehnten gekauft hatte, warf ein Snoop-Dogg-Album hinterher. Dad, die Hände in den Taschen seiner kastanienbraunen Strickjacke vergraben, beweinte den herzerreißenden Verlust seines langjährigen Gefährten offen. Und meine schöne Mutter, hinreißend in ihrem engen schwarzen Etuikleid, lehnte sich Halt suchend an meinen Vater, da ihre schwindelerregend hohen Stiletto mit den knallroten Sohlen im Gras versanken. Damals erschien mir das Ganze furchtbar traumatisch – aber ich hatte ja keine Ahnung von dem Orkan aus Hass und Schuldzuweisungen, der sich, nur drei Wochen später, um das Begräbnis meiner Mutter entfesseln würde.

»Wie geht es ihm denn?«, ruft die Wollstrumpffrau von der anderen Seite der makellosen Krankenstation rüber, wobei sie auf Dad zeigt.

»Mhmm«, brumme ich in der Hoffnung, dass sie mich, wenn ich jeglichen Blickkontakt vermeide, in Ruhe lassen wird. Ganz mein Glück wieder mal, dass Dad gegenüber dem einzigen

anderen Patienten der voll besetzten Achtbettenstation liegen muss, der ebenfalls Besuch hat.

»Ihr Vater?«, erkundigt sie sich.

»Mhm.«

»Demenz?«

»Mhm.«

»Genau wie mein Vater«, sagt sie, auf den Bettlägerigen deutend. Sie spricht mit einem harten Akzent, den ich nicht einordnen kann. Ihr Vater unter der recht unkonventionellen gelb, grün und rot gestreiften Tagesdecke, die grell unter den anderen sieben blauen Bettbezügen hervorsteht, reagiert nicht.

Wie konnte mein einst so dynamischer, sportlicher Dad nur in diesem Kloster dämmernder Erinnerungen landen?

»Ist schlimme Sache, diese Demenz«, fährt sie fort. »Kappt die Menschen ab.«

»Mhm.«

Wie viele »Mhms« wird es wohl brauchen, um ihren Redefluss zu stoppen?

Sie wäre sicher entsetzt, sollte mir rausrutschen, dass Demenz nicht nur was Schlechtes ist. Aber für Dad hat sie nun mal einen makabren Vorteil: Er erinnert sich an praktisch nichts mehr aus den letzten dreiundzwanzig Jahren. Seine Zeitreisen führen ihn meist weit in die Vergangenheit zurück, als Mum noch lebte, als ich interessante Kieselsteine sammelte statt nervöser Ticks, und als Reece Dad nur »komplett daneben« nannte, wenn der behauptete, dass die Tottenham Hotspurs die Champions League gewinnen könnten.

Wie auch immer, Dad hat jetzt größere Probleme. Als die Notfallsanitäter gestern Nacht eintrafen, lag er, kaum noch atmend, am Fuß der Treppe, den linken Arm in einem unnatürlichen Winkel unter sich vergraben. Heute früh dann bekam ich

mitgeteilt, dass er sich das Schlüsselbein gebrochen habe, aber so alt sei, dass man es nur sporadisch zusammenwachsen lassen würde; außerdem, dass es zu früh sei, um zu sagen, ob seine gegenwärtige Verwirrung der Gehirnerschütterung oder doch seiner normalen Demenz anzulasten sei. Das Schlimmste jedoch, auch wenn es nichts mit dem Sturz zu tun hat, war die Überraschung des Arztes, dass ich, als Dads Pflegerin, nichts von seinem fortgeschrittenen Prostatakrebs wusste. Jegliche Hoffnung auf Heilung sei vergebens, aber man habe ihm Morphin verabreicht, da man davon ausgehen muss, dass er beträchtliche Schmerzen leidet.

»Gute Birne?«, erkundigt sich Wollstrumpf und deutet auf die Quitte, an der ich mümmle. Sie hat die gleiche spitze Nase wie ihr nicht ansprechbarer Vater – ein bisschen wie Papa Spitznase und Tochter Spitznase aus einem lustigen Zeichentrickfilm über eine glückliche Spitznasenfamilie. Ich selbst bin kein erkennbares Teil einer Familie. Ich habe zwar Dads früher mal braunes Haar geerbt, jedoch nicht seine einst feinen Gesichtszüge oder seinen strammen Fahrradfahrerkörper. Überhaupt habe ich meinen Eltern nie geähnel, weder meinem attraktiven, drahtigen Vater, noch meiner wunderschönen, gertenschlanken Mutter – obwohl der ganze Stress, meine beschämenden Geheimnisse zu verbergen, mich dieses Jahr um gefühlt die Hälfte meines Körpergewichts gebracht hat und ich gelegentlich mit Befremden meine, in einer spiegelnden Schaufensterscheibe Mums Silhouette in meiner zu erhaschen.

»Die Birne?«, wiederholt Wollstrumpf. Ihre zierlichen weißen Stiefeletten quietschen auf dem hellgrauen Linoleum, als sie sich zu mir umdreht. »Ist sie saftig? Ich kaufe mein Obst immer auf dem Markt. So kann ich anfassen, bevor ich kaufe.«

»Mhm«, erwidere ich.

»Haben Sie noch eine?«, fragt sie trotz meiner Mauer aus »Mhms« unverdrossen optimistisch.

»Ah-ahmm«, verneine ich kopfschüttelnd.

Ich habe noch vier in meiner Tasche, aber wozu ihr den Tag noch mehr vermiesen? Es handelt sich nun mal nicht um süße, saftige Birnen; das hier sind harte, fiese Quitten. Quitten werden normalerweise nur gegart verzehrt. Zu schlotziger blassrosa Marmelade verkocht, die niemand, der bei rechtem Verstand ist, essen würde, wenn es als Alternative Erdbeere, Himbeere oder eigentlich egal welche Kackbeere gäbe. Rohe Quitten sind sogar noch widerlicher. Und diese hier sind ganz besonders ungenießbar, da sie weit vor ihrer Zeit sind. Trotzdem, ich habe ihnen die letzten sechs Monate im Vorgarten meines Vaters ungeduldig beim Wachsen zugesehen und verzweifelt darauf gewartet, dass sie reiften, da sie mich so sehr an Mum erinnern. Sie war eine fürchterliche Köchin, aber jeden Herbst wieder verkündete sie: »Die Früchte sind reif«, schlang sich theatralisch ein Tuch um den Kopf und veranstaltete ein Riesenschauspiel daraus, unsere Quitten mit einem hübschen Weidenkorb zu »ernten«. Danach lagerte sie die Früchte behutsam für ein paar Wochen ein, damit sie schön weich wurden, wobei sie sie immer wieder einzeln überprüfte wie kostbare Schätze. Und dann, endlich – eine alberne Rüsenschürze umgeknotet und zum Radio mitträllernd –, verbrachte sie Stunden damit, sie mit bergeweise Zucker einzukochen, um kübelweise Marmelade herzustellen.

Ich verspüre nicht den Wunsch, die schleimige Pampe selbst zu fabrizieren, aber um mich mit meiner lebhaften, unerreichbaren Mutter zu verbinden, genieße ich es, diese Quitte roh zu verspeisen. Es gibt mir das Gefühl, hier zu sein – ganz in diesem Moment. Die pralle, holzige Schale, die sich unter meinen Zähnen spaltet; das mürbe Fruchtfleisch, das zerbröseln, während es in

meinem Mund herumgewälzt wird wie in einem Zementmischer; der bittere Saft, der in meinen rissigen Lippen brennt und meine trockene Kehle verätzt. Ich sollte diese Gesamterfahrung als Abkürzung zu diesem ganzen Achtsamkeits-Quatsch vermarkten.

»Dschinn«, ächzt Dad, wobei seine rechte Hand ausschlägt und gegen den Tisch knallt, sodass die Brühe aus dem Becher schwapppt und etwas, das aussieht wie Erbsenpartikel, in alle Richtungen davonfliegt.

»Vorsicht, Dad. Keine Dschinns hier, nur ich«, sage ich, während ich den Tisch Richtung Fußende rolle, damit er sich nicht wehtut.

»Ähnn!«, fährt er fort und sieht mich eindringlich an.

»Ich verstehe nicht, Dad. Was sagtest du?« Ich beuge mich vor, wobei ich Seife und Brühe einatme.

»Jen.«

Oh. Das ist jetzt neu. Ich schätze, mein abgespeckter Körper hat seinen schlechten Augen einen Streich gespielt.

»Nein, Dad, nicht Jen. Ich bin nicht Mum. Ich bin Hannah. Han-nah.«

»Tut mir leid«, krächzt er.

»Ist schon gut, du musst dich nicht ...«

»Es tut mir so leid, Jen«, unterbricht er mich und greift nach meinem Arm.

Ich reiße mich los, verstört, weil er mich so berührt, als wäre ich Mum. Als mir dabei eine lose Strähne ins Gesicht fällt, wird mir bewusst, dass mein Haar noch nie so lang war. Mums Länge. Ich hatte als Kind einen braunen Bob, schnippelte ihn nach Mums Tod raspelkurz ab und wechselte dann wild zwischen kahl rasiert und dauergewellt ab, zwischen Grün, Blau und spitzen Tigerstreifen – alles, um mein mir entgleitendes Leben mit drastischen Neufindungsversuchen in den Griff zu bekommen. Doch

seit ich mich auf den Weg des geringsten Widerstands verlegt habe, ist mein Haar zu einer faden braunen Version von Mums langer blonder Mähne ausgewachsen. In Kombination mit meinem krassen Gewichtsverlust hat es offenbar die Wirkung von einem Mentos-Kaubonbon, das man in das Cola-Light-Hirn meines Vaters geworfen hat und das nun einen Schwall abgekapselter Erinnerungen aufschäumen lässt.

»Was tut dir leid?«, frage ich leise.

Geschmeichelt, dass Dad meine nervöse, aufgekratzte Wenigkeit überhaupt mit meiner selbstbewussten, charismatischen Mutter verwechseln könnte, gebe ich mich für einen Moment dieser völlig absonderlichen Vorstellung hin, und meine sonst so gebückte Haltung entspannt sich zu ihrer Nonchalance. Mich mit ihrer Lockerheit zu bewegen, während ich gleichzeitig den exotischen Quittenduft einatme, der aus meiner Tasche dringt, lässt den Funken einer tief sitzenden Erinnerung in mir aufflackern: Mum, wie sie Dad mit einem ihrer schnörkelig verzierten Löffelchen mit Quittenmarmelade füttert. Er musste lachen, sodass er versehentlich ein bisschen davon ausspuckte, woraufhin sie mit einem Schwung ihres Haars den Kopf in den Nacken warf und ihr hohes Lachen ausstieß, das wie ein jaulender kleiner Fuchs klang. Reece und ich verdrehten die Augen über ihre Albernheiten, aber sie fuhr nur damit fort, die Marmelade in unseren Dad hineinzulöffeln, als wäre sie eine dickbusige, missbilligende Matrone, die einem Kind Medizin einflößt. Bald schon kugelten wir uns alle vor Lachen, hielten uns die Bäuche und flehten sie an aufzuhören.

Ich vermisse ihre Albernheiten. Vermisse es, wie sie einen ganzen Raum damit anstecken konnte. Vermisse es, wer ich in ihrer Gegenwart war. Die Zeit hat mich nicht geheilt. Sie hat mich nur verhärten lassen.

»Aaargh!«, schreit Dad. Seine schmalen Lippen teilen sich, seine winzigen Pupillen weiten sich zu schwarzen Scheiben, und die Spur von Farbe in seinen Wangen verwischt zu einem klammen Grau.

Ich tätschle sanft seine heile Schulter, wobei ich das vogelgleiche Gerippe unter dem Krankenhaushemd spüren kann. »Ist schon gut, Dad, alles gut.«

Sein Mund öffnet sich zu einem breiten Lächeln.

Nur dass es kein Lächeln ist.

Sondern eine Grimasse. Seine dünne Haut spannt sich straff um den klaffenden Mund – das gelbe Gebiss entblößt, die Zunge spitz und reptilienhaft rausgestreckt.

Die Erinnerung an Mum hat scheinbar einen Herzanfall ausgelöst.

»Hilfe, bitte helfen Sie uns!«, rufe ich.

Doch als ich einen Schritt vom Bett wegmache, schießt seine rechte Hand vor, und er packt meinen Oberarm mit verblüffender Kraft. Seine spröden Fingernägel schrammen über meine Haut, als er sich mit speicheltriefendem Kinn hochzerrt; und wie er sich so abrupt aufsetzt, werde ich gleichzeitig nach vorne gerissen und unsere Stirnen knallen aneinander. Der einschießende Schmerz lässt mich den Halt verlieren, und ich falle vornüber aufs Bett, wobei ich mir den Ellbogen an der Bettkante prelle. Ich versuche, mich aufzurichten, aber Dad drückt mich weiter runter, wobei seine Fingernägel meine Haut aufreißen.

»Jen!«, fleht er.

»Hör auf, Dad«, bitte ich, während ich mich abmühe, auf die Füße zu kommen und mich aus seinem Griff zu winden.

»Ist was passiert?« Wollstrumpf springt erschrocken von ihrem Stuhl auf.

»Holen Sie Hilfe!«, rufe ich, und sie eilt über den Gang davon.

Als ich mich hochstemme, hebe ich Dad mit mir hoch. Ich zwänge meine Finger unter seine, versuche, ihm dabei nicht wehzutun, doch er klammert sie sofort wieder um meinen Arm.

»Es tut mir so leid, Jen«, flüstert er, wobei seine Lippen mein Ohr streifen, sein warmer Atem säuerlich an meinem Hals. »Ich wollte das nicht.« Er dreht den Kopf so, dass ich ihm unmittelbar in die aufgerissenen, starren Augäpfel blicke.

»Wolltest was nicht?«, keuche ich, immer noch herumfummelnd, um seinen unnachgiebigen Griff zu lösen.

»Dich ...«

Doch bevor er noch ein weiteres Wort sagen kann, gelingt es mir endlich, alle seine Finger gleichzeitig abzuschälen, und er bricht auf dem Bett zusammen. Um Atem ringend, taumle ich zurück und umklammere meinen pulsierenden Arm, an dem das Blut unter meiner Hand hervorsickert.

»Ich bin Hannah, Dad«, schluchze ich. »Ich bin deine Tochter. Mum ist ... nicht hier.«

Wollstrumpf ruft etwas in der Ferne.

Dad liegt reglos auf dem Bett und starrt an die Decke, als sei die letzte Minute nie passiert.

Aber sie ist passiert.

Er dachte, er würde mit Mum reden, und er hat sie um Verzeihung gebeten. Seine Entschuldigung könnte sich auf so gut wie alles beziehen – den Müll nicht rausgebracht zu haben, einen Streit, sogar eine Affäre. Doch der Damm in meinem Kopf bekommt Risse, und die Erinnerungen schießen nur so durch den bröckelnden Schutzwall. Als ich Dads Beine betrachte, erinnere ich mich an die Zeit, als sie noch muskulös und flink waren; als ich seine altersfleckigen, knotigen Hände anstarre, sehe ich die kraftvollen, breiten Pranken von einst; und als ich meinen tränenvernebelten Blick zu der blassvioletten Ader an seiner Schläfe

hebe, erinnere ich mich an ihr heftiges Pulsieren in Momenten der Anstrengung – oder des Zorns.

Ich beuge mich vor und flüstere die Frage, von der ich seit dreiundzwanzig Jahren nicht zugelassen habe, dass ich sie ausspreche.

»Dad, hast du Mum ermordet?«

## KAPITEL ZWEI

»Hannah Davidson?«, ertönt eine schneidende Stimme hinter mir.

»Ja?« Ich drehe mich um. Es ist eine schlanke Frau mittleren Alters mit einem blonden Bob und dieser gewissen unmerklichen, aber doch vorhandenen Make-up-Schicht auf dem Gesicht. Wollstrumpf muss sie zu Hilfe gerufen haben. Nur sieht sie nicht aus wie eine Pflegerin, mit dem beigen Bleistiftrock und der gleichfarbigen Seidenbluse, die förmlich wirken soll, jedoch in der Art, wie sie sich locker um ihre Oberweite schmiegt, auch unaufdringlich sexy ist. Vielleicht ist sie die Oberärztin.

»Danke, aber es geht ihm schon wieder gut«, sage ich und versuche, meine Atmung zu verlangsamen.

»Dürfte ich wohl ein Wort mit Ihnen sprechen, Miss Davidson?« Ihr Blick huscht zu Dad, der halb vom Bett hängt.

»Wir kommen klar, wirklich«, versichere ich, während ich Dad wieder auf seine Kissen bette. Wie viel von der ganzen Sache hat sie mitangesehen?

»Ich muss mich unter vier Augen mit Ihnen unterhalten«, fährt sie unbeirrt fort, und ihre Augen zucken zu meinem blutenden Arm. »Wenn Sie mir bitte folgen würden.« Keine Frage – ein Befehl.

»Aber weswegen?«

Sie bedenkt mich mit einem milden Halbblächeln, wie zu einem Baby auf dem Töpfchen. »Da entlang«, sagt sie und geht voran.

Ich bin siebenunddreißig, fühle mich jedoch wie ein Schulkind, das zur Direktorin zitiert wurde. Ich ziehe mir meinen formlosen grauen Pulli über, um meinen Arm zu bedecken, rücke

den Bund meiner absurd locker sitzenden Hose höher und schlüpfte in meine Turnschuhe, wobei ich die Fersen auf Anhieb nicht ganz reinkriege, sodass ich unbeholfen hinter ihren klackernden beigefarbenen Pumps herschlurfen muss.

Ich werfe einen Blick zu meinem armen Vater zurück. Warum habe ich nur plötzlich an ihm gezweifelt? Er ist auf seinem Kissenberg bereits eingeschlafen, wobei er wie eine verschrobene Version der Prinzessin auf der Erbse aussieht. Im Gegensatz zu jener sensiblen Königstochter habe ich jedoch noch nicht einmal ein Korn des Zweifels, das mich quält. Dads wirre Entschuldigung an »Mum« hat zwar kurz mein verkatertes Hirn ins Schlingern gebracht, aber ich weiß, dass Dad unschuldig ist – jede Zelle, jedes Atom, jedes noch so kleine Partikelchen in mir surrt vor Gewissheit.

Miss Beige-Pumps hat bereits einen Raum neben der Schwesternstation betreten. Der ist mir zuvor schon aufgefallen – ganz klar ein »Schlechte Neuigkeiten«-Zimmer. O Gott, ja, sie ist die Oberärztin hier ... mit furchtbaren Neuigkeiten. Es ist Freitag, der Dreizehnte, natürlich passiert es heute. Ich folge ihr in das penibel aufgeräumte kleine Büro. Sie lässt sich hinter dem Schreibtisch nieder.

»Setzen Sie sich«, sagt sie knapp, auf einen grauen Plastikstuhl deutend. Die Tür hinter uns ist zugefallen, doch sie streckt den Arm aus und zieht sie fester heran, um auch den Schnapper einrasten zu lassen.

»Philip Davidson ist Ihr Vater, ja?«

Ich nicke. Jetzt kommt's. Und es geht nicht mehr nur um das Sterben auf Raten, das Dad die letzten Monate betrieben hat. Das hier ist die knallharte Version. Nun werden Dad und seine braunen Augen, seine betretenen Blicke beim Küssen und seine ausgelassene Art zu tanzen, bei der er immer Kastagnettenbewegungen vollführte, in einer Kiste verbrannt. So wie Mum.

Alles um mich herum erscheint auf einmal krass scharf umrissen: der Monitor und die präzise ausgerichtete Tastatur, das Zickzackgelenk der weißen Schreibtischlampe, die Furchen zwischen den strapazierfähigen grauen Teppichfliesen. Das ist der letzte Moment, danach gibt es kein Zurück. Fünf, vier, drei ...

»Nun, Miss Davidson, im Falle einer Verletzung wie der Ihres Vaters, wenn die begründete Sorge vorliegt ...«

Mein Kopf schnellt hoch. »Wie bitte?«

Ihr Gesicht ist eine reaktionslose Maske. »... sieht das Krankenhausprotokoll vor, die häusliche Situation zu überprüfen. Die Sanitäter, die Ihren Vater abholten, haben hier vermerkt, dass Sie einen«, sie blickt in ihre Notizen, »konfusen Eindruck machten.« Ihre mattbeigen Lippen teilen sich leicht, während sie den Kopf schräg legt.

»Ich? Nein.«

»Konfus und«, sie schaut noch mal nach, »desorientiert.«

»Na ja, es war mitten in der Nacht, also war ich wohl etwas neben der Spur.«

Sie notiert mit ihrem glänzenden bordeauxroten Füllfederhalter etwas in ihrer Akte. Ich rücke auf meinem harten Sitz hin und her.

»Und hier steht, dass Sie nach Alkohol rochen?«

»Nein! Ich meine, ja, ich hatte am Abend was getrunken.«

Sie notiert etwas.

»Aber das ist ja nicht verboten.« Meine Stimme ist zu laut.

»Und Sie sagten den Sanitätern, dass Sie Ihren Vater am Fuß der Treppe »gefunden« hätten.«

Ich muss husten und schlage mir gegen die Brust.

»Möchten Sie etwas Wasser?«

Ich nicke, und sie gießt mir ein Glas ein. Ich kippe es runter und nehme einen tiefen Atemzug.

»Ich habe meinen Vater nicht ›gefunden‹ – ich habe ihn *gefunden*. Am Fuß der Treppe. Wo er hingefallen war.« Aufwachen, Hannah, das hier ist offiziell, mit echten Konsequenzen!

»Das Krankenhaus ist bei gewissen Anzeichen rechtlich dazu verpflichtet, häuslichen Unfällen auf den Grund zu gehen«, erwidert sie, eine ihrer stilvoll gezupften Augenbrauen wölbend, »um eine Misshandlung hilfsbedürftiger Personen auszuschließen. Ich bin sicher, Sie verstehen, dass diesem Protokoll Folge geleistet werden muss.«

Ich nicke und muss mir Mühe geben, dass meine Augen vor lauter Panik nicht hervorglupschen.

»Ich bin hier, um mir ein Bild sowohl über die Sicherheit des Patienten als auch die Bedürfnisse der Betreuungsperson zu machen. Könnten Sie mir die Lebenssituation Ihres Vaters schildern?«

Meine Güte, sie hat diese »unverbindliche« Art echt verinnerlicht. Aber vielleicht hat sie recht damit, sich mit mir zu unterhalten. Vielleicht ist mein ureigenes Chaos in Dads Leben hinübergeschwappt. Sicher wäre nichts von alledem passiert, wenn der gute, alte Reece sich der Sache angenommen hätte. Und so schmerzhaft es auch ist, an meinen Bruder zu denken, versuche ich doch, seine unbeirrbar Coolness in mir zu mobilisieren, um diese beigefarbene Bedrohung abzuwehren.

»Ich lebe zurzeit bei meinem Vater«, beginne ich langsam. Seit ich nach London zurückgekehrt bin, fort von den verschreibungspflichtigen Antidepressiva meines Arztes in Brighton, ist mein Hirn bestenfalls am Rotieren, doch in Stresssituationen wie diesen befinde ich mich in einer regelrechten Achterbahn. Also erinnere ich mich an das, was Reece mir einmal gegen die Übelkeit beim Autofahren beigebracht hatte – nämlich einen Punkt in der Ferne zu fixieren –, und starre zwei Dellen in dem grauen Teppichboden

an. »Sein Gesundheitszustand verschlechtert sich zusehends. Letztes Jahr hatte ich zwei Pflegekräfte organisiert, aber er hatte generell Probleme damit ... sich an Dinge zu erinnern, sich zurechtzufinden, sich um sich selbst zu kümmern.«

»Mhmm«, macht sie unverbindlich, um mir genug »Zeit zum Erklären« zu geben – beziehungsweise genug Stricke, um mich zu Fall zu bringen.

Reece meinte mal, er habe es bloß mit Blickkontakt und seiner Fähigkeit, sich zu verkaufen, an die Uni nach Cambridge geschafft. Also schaue ich ihr direkt in die Augen und filetiere innerlich meine jüngste Lebensgeschichte fein säuberlich, um ihr das beste Stück davon zu präsentieren.

»Mein Vater braucht mich. Also habe ich vor sechs Monaten meine Wohnung in Brighton aufgegeben, meinen Job an den Nagel gehängt und bin bei ihm eingezogen, um ihn Vollzeit zu pflegen«, erkläre ich, wobei ich zweckdienlich meine großzügigen Auslassungen umschiffe. »Mir ist bewusst, dass mein Vater sich um Arztbesuche gedrückt hat, aber er versicherte mir, dass alles in Ordnung sei. Ich kann nicht glauben, dass ich nichts von seinem Prostatakrebs gemerkt habe.«

»Dann schildern Sie mir doch bitte genau, was gestern Abend passiert ist.«

»Na ja, das Übliche. Wir gingen zur üblichen Uhrzeit nach oben. Er hat immer Wasser neben dem Bett stehen, einen Nachtstuhl, und er ruft mich, wenn er etwas braucht. Ich schlafe im Zimmer direkt darüber und lasse alle Türen auf. Er ist noch nie nachts herumgelaufen – ich habe keine Ahnung, warum er es gestern Nacht getan hat.«

Sie nickt, dann erwische ich sie dabei, wie ihr Blick zur Armbanduhr huscht. Sie will das hier hinter sich bringen. »*Glaubwürdige Details*«, flüsterte Reece mir damals zu, als wir es unserem

Hund Feynman in die Schuhe schieben wollten, die Hälfte des Bananenkuchens gefressen zu haben, den Dad frisch gebacken hatte.

»Wahrscheinlich ist mein Vater über den Kater gestolpert«, sage ich. »Er hat diesen uralten Stubentiger namens Schro, der sich einem bei buchstäblich jedem Schritt um die Beine klebt – ich wäre schon zigmal beinahe über ihn gestürzt.«

Die Frau zeigt wieder das milde Halblächeln. Ist das beigefarbene Blatt etwa dabei, sich zu wenden?

»Ich bin in der Nacht runtergegangen, um mir Wasser zu holen, und habe Dad am Fuß der Treppe gefunden. Ich schätze mal, ich war ziemlich gestresst, als die Sanitäter kamen – ich dachte, er wäre tot.« Mein Bruder Reece konnte aufs Stichwort weinen, wenn er bei seinen *Romeo und Julia*-Aufführungen in der sechsten Klasse Julias leblosen Körper fand, indem er sich ein Nasenhaar rausriss. Als Miss Beige gerade in ihre Akte schaut, klammere ich rasch meine Fingernägel in ein Nasenloch und ziehe fest. Jesus, tut das weh.

»Brauchen Sie ein Taschentuch?«, fragt Miss Beige besorgt, als sie aufschaut, und reicht mir eine Schachtel Kleenex vom Tisch.

»Danke.« Was stimmt nur nicht mit mir, dass ich mich selbst quälen muss, um Emotionen zu zeigen, die ich tatsächlich fühle?

»Es kann schwer sein, in die Rolle des Betreuers hineinzuwachsen«, sagt sie. »Sie sollten sich Rat von unserem Pflegeteam holen – falls Ihr Vater nach Hause zurückkehrt.«

Falls?

»Ich kann Ihnen Broschüren zu Hilfsangeboten mitgeben.«

»Danke.« Die Stimmung hat sich definitiv gewendet. Ich bin für alles gewappnet, wenn sie auf Angriff gepolt bleiben sollte. Bald bin ich hier hoffentlich draußen.

»Haben Sie Familie?«, erkundigt sie sich. »Geschwister?«

»Nein.« Ich umklammere den metallenen Stuhlrahmen.

»Oh?«, macht sie und legt den Kopf schräg, als sich auch schon kräuselnde Falten auf der schuppig beigen Haut zwischen ihren Augen bündeln. Kann sie das womöglich überprüfen?

»Oh, doch, tut mir leid«, stoße ich ein ersticktes Lachen hervor, »rein theoretisch habe ich einen Bruder. Will sagen, ich habe einen Bruder – aber wir stehen uns nicht nahe.« Untertreibung des Jahrtausends.

»Das alles ist viel Druck für einen allein. Ihr Bruder würde Ihnen unter diesen Umständen doch sicher unter die Arme greifen?«

»Das würde er sicher, ja.« *Ha, von wegen.*

»Falls Ihr Vater nach Hause zurückkehrt, wird er eine Rundum-die-Uhr-Betreuung benötigen. Und irgendwann ...« Wir halten beide gewichtig inne – zwei Erwachsene, die wortlos die unausgesprochene, drohende Möglichkeit zur Kenntnis nehmen. »Ich sehe hier, dass niemand die Vorsorgevollmacht für ihn hat?«, bemerkt sie, ihre Notizen überfliegend. »Das Krankenhaus hat für die gestrige Notfallbehandlung keine Erlaubnis benötigt, aber es werden weitere Entscheidungen anstehen ...« Erneut legt sie ihre kunstvolle Pause ein, und ich möchte ihr am liebsten einen Klaps auf den Hinterkopf geben, damit sie die Worte ausspuckt. »Unter anderem, ob in Zukunft medizinische Maßnahmen ergriffen werden sollen. In Anbetracht seines sich rapid verschlechternden Zustands wäre es nur umsichtig von Ihnen und Ihrem Bruder, sich darum zu kümmern.«

Sie reicht mir ein Faltblatt mit der Überschrift *Vorsorgevollmacht* über dem Foto einer Frau, die gütig auf ihren älteren Verwandten hinablächelt, während sie ihm eine Tasse Tee reicht. Wenn auch mit einem Funkeln in den Augen, als würde sie sagen: »Nipp ja vorsichtig an dem Tee, denn ab sofort treffe ich alle

medizinischen und finanziellen Entscheidungen, und wenn du dich verschluckst, lasse ich dich daran abkratzen, um an deine ganze Kohle zu kommen.«

»Sie sollten mit Ihrem Bruder reden.«

*Hab ihn ja bloß seit fünfzehn Jahren nicht mehr leibhaftig gesehen.*

»Und mit Ihrer sonstigen Familie.«

*Keine da.*

»Und Ihrem breiteren sozialen Umfeld.«

*Soziales wie bitte was?*

»Die Leute sagen, es braucht ein ganzes Dorf, um ein Kind großzuziehen, aber es braucht auch ein ganzes Dorf, um einem Menschen beim Sterben zu helfen.«

*Ja, aber was, wenn dein Vater der Bösewicht ist, der aus dem Dorf gejagt wurde?*

»Sie müssen das nicht allein stemmen, wissen Sie. Die meisten Menschen meinen es von Grund auf gut.«

*Ach, wirklich! Tja, Sie Glückspilz, das Leben muss es echt gut mit Ihnen gemeint haben, dass Sie so etwas als Tatsache in den Raum stellen.*

»Haben Sie einen Partner, der Ihnen helfen kann?«

»O ja.« *Gelogen.* »Und Freunde.« *Gelogen.* »Wirklich, mir geht's gut.« *Gelogen.* »Ich schätze, ich muss meine Bedürfnisse mehr nach außen kommunizieren.« *Würg.*

Sie lächelt. Meine Worte scheinen genau die richtige Form für die Löcher in ihrem Klotz aus Erwartungen zu haben.

»Und Sie haben vor, bei Ihrem Vater zu bleiben?«

»Natürlich.« Wohin soll ich auch sonst gehen nach dem Desaster, das ich aus meinem Leben gemacht habe. »So lange, wie er ... mich braucht.«

Unsere Augen begegnen sich. Scheiß auf diesen wissenden

Blick. *Ich bin noch ein Kind, will ich schreien, können Sie nicht sehen, dass ich diese ach so erwachsene Gefasstheit nur vortäusche? Wie können Sie mir das nur ernsthaft abkaufen?* Aber die Blubberblase ihres geistigen Niveaus hat sich schon gesetzt. Sie kann ein Häkchen an ihr Kästchen machen, die Akte ablegen und mit mir abschließen.

»In Ordnung«, sagt sie nach einer letzten Notiz. »In Anbetracht dessen, dass es keine früheren Vorfälle gab und Sie über ein Bewusstsein Ihrer Lage zu verfügen scheinen, werde ich hier nicht weiter ausgreifen, solange es keine weiteren Bedenken gibt.«

»Wird es nicht geben. Ehrlich. Das hier war auch ein Weckruf für mich, um mir Hilfe zu holen«, sage ich mit aufgesetzter Demut.

Wir schütteln die Hände.

Ich hoffe, sie wird von einem Lkw umgenietet, wenn sie nachher auf diesen beigen Mörderabsätzen viel zu langsam über die Straße stöckelt.

Ich nehme den Aufzug zum Krankenhausladen im Erdgeschoss, wo ich mir eine Vorratspackung atemneutralisierender, extrastarker Minzpastillen hole.